Da aber der Gaul im Rennen stockte,
Gefährlich ausschlug und mächtig bockte,
So konnte einer der aus Polen
Gekommenen Reiter ihn überholen
Und ging, bejubelt von der Menge,
Durchs Ziel mit einer Nasenlänge . . . .

Was weiter sich begeben, sei
Dir aufgezählt in bunter Reih':
Da hätte ein deutsches Kanonenboot
Brasiliens „Hoheitsrechte" bedroht
Und einen Bewohner mit eleganter
Bewegung befördert an Bord des „Panther",
Weshalb die dortige Presse sich rühre
Und eine gewaltige Lippe riskiere!
Da ist ad quel zum heimischen Herd
Der General Trotha zurückgekehrt,
Der wilden Männern Afrikas
Nun lang genug die Leviten las,
So daß die Hiebe, die geseßen,
Sie nicht so leicht und schnell vergessen!
Der Deutsche Reichstag hat zum dritten
Bereits das üble Geschick erlitten,
Daß man nicht weiter konnte denken
An ein Beraten vor leeren Bänken:
Man ging auseinander, um zu den Werken
Sich für den folgenden Tag zu stärken —
Der alte Graf aber, der den Blitz
Im Kampfe schleudert vom hohen Sitz,
Hätt' me so bald schon dergleichen geglaubt
Und schüttelte traurig das weiße Haupt!
Ad wer verirren sich noch vorm Fest
Die deutschen Bremer zu einem Protest
Und schmückten durch goldene Nüße und Engel
Die Weihnachtstanne des Herrn von Stengel,
Dem treulich, wie er sich kaum verschwiegen,
Die schönen Geschenke im Magen liegen!
Zum sünften und letzten aber schauen
Ein Sehnen wir in Deutschlands Gauen,
Daß man im Benehmen zu den an der Themse
Gebürtigen Briten endlich bremse,
Um ihre Freundschaft sich warm bemühe
Und an dem Seile mit ihnen ziehe:
Der Himmel schenke dem Sehnen Segen —
Ich, lieber Leser, hab' nichts dagegen!

Jean Eschweiler.

Lustige Ecke.

* Ein Frechdachs. (Vor Gericht.) Präsident: „Das Gericht wird sich jetzt in das Beratungszimmer zurückziehen." — Angeklagter: „O bitte, meine Herren, bleiben Sie nur, meinetwegen brauchen Sie sich nicht zu genieren!"

Knack-Mandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 50: „Windfahne".

Richtige Lösungen gingen ein 154. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Else Rohs, H. Koch, Martha Schröder, Friedrich Will, Käthe Brenker, Roja Uteeber, Anz. Hammerschmidt, Martha Benkenstein, Walter Engler, Gertrud Weyhe, Helene Krause, Auguste Lindemann, Gebr. Weyhe, Helene Herrmann, Manny Graeber, M. Krüger, A. Busch, Binder, Richard und Walter Jeserigk, M. Tischmeyer, Richard Schütze, Friedrich Wäbler, Elisabeth Fuchs, Otto Bischmann, Ernst Naumann, Wilh. König, Franz Stäß, A. Wilke, Karl Döling, Gertrud Hense, Hermann und Charlotte Ludwig, Anna Steyer, E. Kniß, Lore Lehmann, Arthur Hartmuß, Josepa Büttner, Emma Kramer, Clotilde Meßner, Frau Wittwe Rücke, Frau Wackernagel, Käthe Krämer, Karl Holzhausen, H. Rücke, M. Glockmann, Emilie Eckert, Max Booch, A. Schellenberg, E. Wilke, Ernst Gerstenhauer, Elsa Lüpkendorf, Ida Seibel, Georg Schierig, Balsemine Hoffmann, Krüger, Hermann Zöllner, Gechw. Mann, Fr. Gropp, Gertrud Roeber, Moritz Schwarz, Helene Bielecker, Emilie Gemo, Alwine Köhler, H. Reymer, A. Gödicke, E. Biedefeldt, Marg. Lehmann, Karl Faust, Alexander Wolf, Gertrud Stade, Elsbeth Eilert, Frau A. Frantke, Johanna Keiter, Martha Hennig, Th. Harnisch, Fritz Reuter, Fr. Anna Schulze, Anna Kairas, Clara Ludwig, Elsbeth Ulrich, Fritz Lehmann, Gertrud Böge, Louis Stück, Hans Lampe, Franz Richter Marie Fromme, Frau Petersen, Gertrud Taschner, R. Wiechrecht, Margarete Krause, Paul Probst, Elsa Graening, Frau A. Nicolai, Carl Petersen, Minna Börner, Marie Schrader, Hedwig Rosenstiel, M. Cramer, Hedwig Schenke, H. Suhle, Gustav Grunicke, Elie Röder, W. Gückowski, Emilie Müller, Herm. Mauch, Helene Bopel, Harry und Hans Steinmetz, E. und R. Schmidt, Otto Beckers, H. Platen, H. Bernhardt, K. Brunner, Max Groß, Rich. Goldhammer, Woldemar Schmidt, Elise Geithner, Max Schubert, Otto Weber, F. Siermann, Hermann Pickroth.

von auswärts von: Otto Meißner, Nebitz, Ida Drese, Schafstädt, Frau Reg.-Rat Müller, Merseburg, E. Wernicke, Cönern, Elisabeth Lehnhardt, Salzmünde, Wilhelm Stürzer jun., Golluna, Alfred Wahnschaffe, Dalena, Otto Petruszka, Wesenitz, Emma Müller, Zörbig, Valrad Gueride, Hasserode, Hulda Steinseifer, Gräfendorf, Otto Thate, Tolau, Karl Sander, Plötzniz, Fr. Große, Klostermannsfeld, Ernst Ludwig, Berlin, Oskar Dietrich, Wernigerode, Karl Möhns, Eisleben, F. Hertzgeselle, Zörbig, Berta Göhlke, Ammendorf, Reuchen Hövel, Merseburg, Willi Franz, Dueis, F. Rubitzsch, Dommitzsch, Charlotte Dürre, Hettstedt, Eduard Friedrich, Schwebem i. Pom., W. Taube, Seeben, Marie Braunß, Zscherben, Doris Klemm, Stolpen, Rettig, Merseburg, Friedrich Opfermann, Ammendorf, Erna Bartlitz, Eisleben, Elsa Gräfe, Ammendorf, Wilhelm Klühsendorf, Ammendorf, Frau A. Laue, Bitterfeld, Otto Wegeleben, Schepzig, Arthur Naumann, Merseburg.

Prämie: Pineta, Roman von E. Werner, eleg. geb,
entfiel auf Frau **A. Laue**, Bitterfeld.

Rätsel.

Fünf Zeichen: eine Leuchte an jedem Heid,
Die Stellung verändert, nun steiget ihr Wert,
Doch nützen nur beide, wenn sie gefüllt;
In dritter Ordnung sie grünend blühen
Und nur im Sonnenstrahl sie glühen,
Auch waren sie des Friedens Bild.

Prämie: „Das Heideprinzeßchen", Roman von E. Marlitt, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beigefügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" einzusenden.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben: A As. K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

V, der Vorhandspieler, tourniert auf folgende Karte aS:

a, b, c, dB; aT; bS, 7; cS, 7; d7.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-Acht, Pique-Neun, Pique-Sieben, Coeur-Acht, Coeur-Sieben, Carr.-Sieben.

Er findet noch dS und drückt dS, 7. Trotz dieser anscheinend ungünstigen Karte wird das Spiel gewonnen mit 61. H hatte nur einen Trumpf, aber 22 Augen mehr in der Hand als M. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 49.

Kartenverteilung:

V. aS, 7; bA, 10, K, D, 9, 8, 7; d7.
M. a, b, c, dB; a10, K, D, 9; cA; dD.
H. aA; c10, K, D, 9, 8, 7; dK, 9, 8.
Skat: dA, 10.

Spiel:

1. V. bA, a10, aA (— 32). Dieser Stich ist entscheidend und enthält den Fehler des Spieles. Da er 8 Trümpfe selbst hat, also nur noch 3 dagegen stehen, mußte er mit dB einstechen. Doch glaubte er, da er kein Blatt von b hatte, seine a10 draufsetzen zu können. Es ist eben in der Psychologie des Spiels begründet, daß der Spieler da, wo er die freie Wahl zu haben glaubt, lieber mit der Trumpf-Zehn, als mit einem Jungen sticht. Man mache einmal die Probe in der Praxis und wird sich überzeugen, daß der obige Fehler in zehn Fällen neunmal gemacht wird. 2. H. c10, a8, cA (— 21).

H mußte natürlich c10 vorlegen, da V bis 30 (Null ouvert) gehalten hatte, das blanke cA also nicht haben konnte. V kann nun spielen, wie er will, zieht er d7 an, kommt darauf dD, dK (— 7), so daß die Gegner 60 erhalten. Spielt er anders, so sticht der Spieler und muß selbst dD anbringen, oder er wirft dD ab und dann fliegt der dK hinein.

Verantwortlicher Redakteur: Jean Eschweiler. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 51 — Halle a. S., den 17. Dezember. — 1905

Das Christgeschenk.

Weihnachts-Novellette von Käte Lubowski.

(Nachdruck verboten.)

„Du Mutti, die Soldaten stehen alle nicht mehr fest. Guck her . .."

„Laß nur gut sein, Hansi! Während der Nacht kommt Knecht Ruprecht und holt sie in sein großes Lazarett. Da werden ihre Arme und Beine wieder heil, und übermorgen führt er Dir unter dem Weihnachtsbaum das ganze Regiment vor . ."

„Ich mag es gar nicht, Mutti. Ich mag überhaupt nichts. Nein nichts. Bloß . . Vati'n . ."

Die blonde Frau neigt den Kopf tief auf die Brust, damit ihr Kind die Tränen nicht sieht . . . Sie kann ihm alles erfüllen und verschaffen. — nur seinen Vater nicht.

Das ist ein hartes Wort.

Wie könnte es auch weich sein? Sie hat sich ihre Seele wund und weh gestoßen, ehe sie es begreifen lernte. Nun aber hat sich die Frauenwürde, die sie von ihm zwang, der Lehre bemächtigt, um sie nicht wieder zu vergessen.

Die Liebe, die alles vergeben und alles verstehen soll, ist in ihr zu einem Stein geworden, der ihr Herz allmählich zermalmen wird . . Und doch war einst an dieser Stelle für ihn, dem sie Treue vor dem Altar geschworen, ein Paradies voll Duft und Blüte bereit. Seine Hand hatte auf der ihren gelegen, und seine Lippen küßten das Rätsel des Frauendaseins in ihr wach . .

Da war es Frühling in ihrer Seele geworden. Sie hatte zu ihm aufgesehen, wie zu ihrem Gott. Gelächelt, wenn ihr die Tränen in der Kehle saßen . . und seine Hand geküßt, wenn er sie, überreizt und ermattet, grundlos quälte.

Er hatte ihre Unterwürfigkeit als den Tribut hingenommen, der seinem Talent gebührte. Sieben Jahre lang. Auch das Kind, das sie unter unsäglichen Schmerzen geboren hatte . . wie eine Selbstverständlichkeit des Schicksals, das ihm immer noch nicht ganz gerecht geworden war.

Es wohnte ein Stück Teufel in ihm, der, von keiner Selbstzucht gemeistert, das Edle gänzlich zu unterjochen drohte . . . der sich von dem Erfolg und der Begeisterung der Menge nährte . .

Allmählich empfand er — übersättigt von dem alten — ein neues Gefühl. Es war ihm, als ob sich über dem Gipfel des Berges, auf dem er stand, noch ein zweiter, höherer, gewaltiger und gefahrbringender als der seine, erhöbe. Zu dem zeigten die im Tal Stehenden in höhnischem Triumph: „Da hinauf kommst Du nicht . ."

Sie zu widerlegen war fortan sein einziger Gedanke.

So oft er aber seine Kraft hob und mit dem Klimmen beginnen wollte, fühlte er sich heruntergezogen . . Er kam von seinem Berge nicht fort. Und er jann und jann, woran das liegen könnte. Endlich glaubte er die Ursache gefunden zu haben. Es hing eine Kette mit einem Bleigewicht an seinem Fuß . . . die ihn abwärts zog, so oft er aufwärts strebte . .

Er war es der Kunst und dem Erfolg schuldig, daß er sich von ihr löste.

Eines Abends hatte er es seinem Weibe gesagt . .

Klipp und klar, so daß es ein Kind verstehen mußte.

„Ich könnte größer werden. Aber mich demütigt die Enge meiner Umgebung. — Ich könnte dorthin steigen, wo vor mir noch niemals ein Mensch gewesen . . . Aber ich habe eine Kette am Fuß — — — Dich . . . ."

Da war sie gegangen. Still und heimlich, wie sie einst in das herrliche Künstlerheim eingezogen war . .

Nur ihr Kind und sein Bild nahm sie mit sich.

Drei Jahre waren seitdem verflossen. Was sie von ihm wußte, erfuhr sie durch die Zeitungen.

Zuerst ging ein Raunen über etwas noch nie Dagewesenes. Gewaltiges durch die Spalten. Ein Hoffen auf etwas, das noch erst werden sollte. Da glaubte sie, daß ihr Opfer nicht umsonst gebracht sei, und betete für das Gelingen . .

Dann folgte eine Zeit der Stille. Das Warten auf die Offenbarung des geheimnisvoll Angekündigten.

Es währte lange . .

Als endlich die Enthüllung da war — verhüllte die Kunst ihr Antlitz und weinte, daß ihr liebster Sohn in der Irre gehe . .

Die Kritik war empört. Sie nannte sein neuestes Werk — das Resultat zweier Jahre, dem er den tönenden Namen „Der Freie" gegeben — eine wahnsinnige Verzerrung, über die sich nichts anderes sagen ließe, als daß der Mann, der sie geschaffen, sehr krank sein müsse . .

Als sie das las, wollte sie zu ihm gehen und ihm tragen helfen. Aber sie konnte sich nicht so tief neigen . . Er hatte ihr Innerstes zertreten. Darum konnte sie weder hinauf noch tiefer hinunter. Aber sie hat viel um ihn geweint. Und jene Tränen gruben tiefere Rinnen, als das Weinen um ihr eigenes Leid.

Seitdem schwiegen die Zeitungen über ihn.

Dort, wo früher an erster Stelle sein Name als Wegweiser für die Jungen und als Leuchtturm für die Alten stand, wurde jetzt von solchen gesprochen, die einst vor seinem Können im Staube knieten. —

Hansi lag längst friedlich in seinem Bettchen und schlief. Sie aber konnte heute wieder einmal keine Ruhe finden.

Wenn nur erst der Christabend vorüber sein würde . .

Da entzündeten sich all die hellen Lichtlein in ihrem Herzen — — — und sie würde den Mut zum Verlöschen nicht früher finden, bis sie tiefe, schmerzhafte Wunden in ihre Seele gebrannt hatten . . . welche die Tränen der Nacht dann kühlen mußten.

— — — — — — — — — — — — — —

Fünf Uhr nachmittags am Vorabend des heiligen Christfestes!

Sie und ihr Kind sitzen eng aneinander geschmiegt und sehen durch die Eisblumen der Scheiben den Himmel. Sie suchen nach Sternen. Aber es ist noch viel zu früh. Sie schlafen noch hinter den Wolkenkissen.

Auf dem Korridor nebenan dröhnen plötzlich Männerschritte. Vorsichtig und wuchtig, als hätten die Füße eine schwere Last zu schleppen. — Die Tür öffnet sich. Ein heller Lichtstreif fällt in das dämmrige Zimmer . .

Es sind zwei Leute, die eine Frachtkiste herangeschafft haben.

Die blonde Frau erhebt sich gleichgültig. Sicherlich Geschenke für Hansi von ihren Eltern und Geschwistern.

Sie bittet die Männer, ihr den schweren Holzdeckel zu lösen . . Dann schickt sie den Knaben fort und neigt sich herunter, um auszupacken . .

Ganze Berge von Watte . . Seiden-Papierschnitzel und Holzwolle nimmt sie heraus . . Ein müder Zug liegt auf ihrem Gesicht.

Endlich tasten ihre Finger über einen glatten, kalten Gegenstand. Wie ein Blitz fährt die Hoffnung durch die Nacht ihrer Sehnsucht . . . Wenn . . — — — Es ist ja Wahnsinn . . Ueberreizung . . Und dennoch . . Sie muß es immer wieder denken . .

Ihre Gleichgültigkeit ist geschwunden. Wie Feuer brennt es in ihren tiefen, grauen Augen!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19051217072/fragment/page=0001

Sie tastet und enthüllt, gräbt und hebt . . Ihre Arme sind plötzlich stark wie Eisen. Und endlich steht sie eine Gruppe vor sich aus leuchtendem Marmor.

Sie stellt einen Mann — mit heißer Gier in dem Gesicht und sehnsüchtig nach oben gerichteten Augen — dar . . . der vorwärts zu taumeln scheint, ohne rechts und links zu sehen — — dem Abgrund entgegen, der sich in bodenloser Tiefe vor ihm öffnet . . .

Und doch wird er nicht verloren sein. Es ist jemand da, die ihn zurückreißt . . Ein schmerzerfülltes, junges Weib im Hintergrund, an dessen Schultern sich ein Kind schmiegt.

Sie hält in den Händen eine Kugel. Man sieht, wie ihr Gewicht das Fleisch der zarten Hände zusammenpreßt . . quält und wund drückt . . Von der Kugel geht eine Kette aus, die sich um den Fuß des Vorwärtsstürzenden schlingt . . Damit hält sie ihn . . dadurch reißt sie ihn zurück — das schwache Weib . . den starken, ruhmestrunkenen Mann! — —

Auf dem Sockel stehen in heller Goldschrift die Worte:

„Ohne Dich — — verloren . .“

Mit einem Aufschrei wirft sie sich über sein Werk, das sie heimreißt . . Tausendmal küßt sie die Buchstaben . . .

Dann rafft sie sich auf, um die nötigsten Sachen zusammenzupacken . . Wenn morgen die Christglocken läuten, wird ihr Kind seinen Vater wieder haben . . und sie — das alte Glück und die alten Schmerzen . . Aber sie werden gesegnet sein durch die köstliche Gewißheit:

„Je kleiner sie ist, desto größer wird er sein. Je dunkler ihr Kampf, desto heller sein Sieg . . . und sie ist es, die ihm das Licht wiedergibt.“ — — —

Trinkgelder für Könige.

Wahrscheinlich kann sich nur ein lebender Mann rühmen, schreibt eine englische Wochenschrift, einen Sultan zum Bootsmann gehabt und ihm ein Trinkgeld gegeben zu haben, das auch dankbar angenommen und eingesteckt wurde. Der Mann, der diesen Vorzug genoß, war Walter Harris, der vor einiger Zeit den Sultan von Marokko besuchte. Er begleitete seinen königlichen Wirt und dessen Lieblingsminister bei mehreren Ruderfahrten auf einem großen Teich, und dabei griff der Sultan immer selbst zum Ruder. Als einmal der Sultan und der Kriegsminister Mehdi el Menebhi ruderten, während Mr. Harris steuerte, suchten beide Ruderer sich auszuzeichnen. Der Sultan machte zehn Ruderschläge in der Minute und bedrohte gelegentlich seinen Mitruderer, während dieser wenigstens fünf Schläge gegen einen seines Herrn machte. Aber beide waren entzückt über ihre Leistung, erzählte Harris selbst, und wir waren in bester Stimmung. Hier gibt es keine Sultane und Minister, sagte der Sultan, wir sind beide Ruderer, und Sie sind Passagier. Ich ging auf den kleinen Scherz des Sultans ein und erwiderte, sie wären die schlechtesten Fährleute, die ich je gehabt habe, so daß ich mich beim Landen über ihre Unfähigkeit beklagen würde. Wirklich? meinte Mulai Abdul Aziz. Dann kann ich nur eines sagen, wir werden Sie nicht aus Land setzen, ehe Sie bezahlt haben. Dann wollen wir hier anhalten. Gut, sagte der Sultan, und bespritzte mich mit aller Gewalt, wobei auch der arme Menebhi naß wurde. Wollen Sie bezahlen? Gern, sagte ich lachend. Wieviel? Jeder eine halbe Peseta, antwortete der Sultan, und beide steckten das Geld ein. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich einem Sultan und einem Kriegsminister ein Trinkgeld gegeben habe.

Erzherzog Joseph von Oestreich erzählte immer mit großem Vergnügen eine Geschichte, wie er einst ein Trinkgeld erhalten hatte. Er ging in dem Park seines Schlosses spazieren, als ein Tourist ihn ansprach und fragte, ob er durch das Schloß gehen dürfte. Der Erzherzog erteilte diese Erlaubnis und diente dem Fremden gleichzeitig als Führer. Er zeigte ihm die verschiedenen Gemächer und beschrieb alles so interessant, daß der Fremde zum Abschied seinem liebenswürdigen Führer freundschaftlich einen Schlag auf die Schulter gab und ihm einige Gulden in die Hand drückte. Der Erzherzog steckte das Geld dankend ein und ließ dann die Münzen fassen und mit der Inschrift versehen: „Das ist das einzige Geld, das ich je in meinem Leben wirklich verdient habe.“

Als der Kaiser von Oestreich einmal in der Nähe von Monte Carlo einen Spaziergang machte, wurde seine Aufmerksamkeit auf ein störrisches Pferd gelenkt, das den Wagen, an dem es gespannt war, in Gefahr brachte. Der Kutscher hatte alle Gewalt über das Tier verloren, aber Franz Joseph ergriff die Zügel und beruhigte schließlich das Pferd. Der Kutscher war sehr dankbar für den Beistand des Fremden und sagte zu ihm: „Ich weiß nicht, wer Sie sind; möchte Ihnen aber gern meine Dankbarkeit für Ihre Freundlichkeit beweisen, wenn es Ihnen also Vergnügen macht, so steigen Sie ein, ich fahre Sie dann umsonst nach Hause.“ Der Kaiser dankte dem Manne, lehnte aber die freie Fahrt ab.

Auch Kaiser Wilhelm II. hat vor seiner Thronbesteigung ein ähnliches Erlebnis gehabt. Als er eines Abends allein durch die Königgrätzerstraße ging, sprach ein Amerikaner ihn an: „Junger Mann, ich verstehe Ihre Sprache nicht, können Sie mir den Weg zum Potsdamer Bahnhof zeigen?“ „Sehr gern“, lautete die in englischer Sprache gegebene Antwort, und der Kronprinz begleitete vergnügt plaudernd den Mann zum Bahnhof. Beim Abschied sagte der Amerikaner: „Sie sind ein tüchtiger Mann, Fremder, und ich werde stolz sein, wenn Sie auf mein Wohl trinken.“ Der Kaiser bewahrte die Münze auf.

Ein reisender Engländer, der im vorigen Jahr in Stockholm war, fragte einen großen, ziemlich einfach gekleideten Mann nach dem Wege zum Nationalmuseum. Der Fremde, der zur Ueberraschung des Touristen ziemlich gut Englisch sprach, erbot sich zur Führung und zeigte sich als interessante Gesellschaft. Als das Museum erreicht war, wollte der Fremde seinem Führer ein Trinkgeld geben, aber dieser lehnte lächelnd ab und sagte: „Ich danke Ihnen sehr, es war mir ein großes Vergnügen. Ich bin der Kronprinz.“

Der „Arizona-Kicker“ ist Jubilar!

In diesem Herbst vollendeten sich fünfundzwanzig Jahre, seit das radikalste Blatt der amerikanischen Union als „Blockadebrecher der Kultur“ im wildesten Westen vordrang. Natürlich stimmte er schon lange zuvor einen Lobgesang auf die eigenen Verdienste an. In der Nummer vom 15. Oktober richtete er an seine Leser folgenden Aufruf: „Bürger von Amerika! Einwohner dieses Territoriums! Männer und Frauen von Arizona! Ein großer Tag steht nahe bevor, ein Tag, der in der glorreichen Geschichte dieses Landes nimmermehr vergessen werden kann. Amerika feiert das Jubiläum der geistigen Geburt einer ganzen westlichen Bevölkerung auf weiten Länderdistrikten. Und diese Errungenschaft haben wir erkämpft, wir, die Zeitungsmänner von „Arizona-Kicker“. Am 1. November 1881 trug der wirdige Gründer, Colonel Hiram Bloodweater, in dieser Gegend ein und fand ein beinamenswertes Blättchen, das nicht leben und nicht sterben konnte, in den Händen dieser Hinterwäldler. Der Spitzbube, aus dessen langen Fingern das Unkraut an die ehrlichen Dummköpfe dieser Gegend verteilt wurde, war aus Texas eingewandert und erfrechte sich, den gläubigen Lesern für ihre sauer erworbenen Cents erlogenen und erschwindelten Humbug anzubieten. Colonel Bloodweater war nicht nur der ehrlichste Christ und der kühnste Held des Schwertes und der Feder, er war auch ein pfiffiger Geschäftsmann und der sicherste Kunstschütze von Coloradoriver bis zum Gila. Er sollte eine wackelige Räuberhöhle und zwei Hosentaschen voll Druckschriften nebst der maltenPresse für schwere Dollars übernehmen. Man wurde handelseinig. Der Colonel erntete siegreich die Ehre der Presse; sein Vorgänger zog sich vom Geschäft zurück und suchte sein Lager auf, um seine Seele auszuhauchen, denn bei der Unterzeichnung hatte er sich an zwei Lot Blei den Magen gründlich verdorben. Für Arizona aber war die Sonne aufgegangen! Kultur und Gesittung verbreitete sich längs der Pacificbahn, soweit der mutige, glorioseArizona-Kicker“ die Nacht der Dummheit und der Rohheit durchstrahlen konnte. Leute von Arizona! Staunt und begreift, daß Ihr alle erst durch uns, durch Eure Retter und Wohltäter zu achtbaren Gentlemen geworden seid! Wohlstand und Bürgerfrieden, Smartness und Politur habt Ihr erst durch dieses Blatt empfangen, es hat die Bewohner dieser blühenden Staate glücklich und weise gemacht. Ohne uns wären die Ansiedler Hornvieh geblieben, wie die Büffelherden. Sie waren verbrecherische Halunken, fittig und gemein wie die Präriefinke, in Bildungssachen aber faul und blöde wie Pekari-Sumpfschweine. Wir haben sie alle, wir haben auch Euch erhoben zu der hohen Stufe der Menschlichkeit, daß Ihr würdig seid, Bürger zu heißen, im ersten Lande der Welt. Freunde! Nachbarn! Landsleute! Gentlemen! Der Tag ist da, an dem Ihr uns danken dürft! Traget die Schuld Eures biederen Herzens ab: Spendet, was immer Eure Großmut, die wir kennen und hochschätzen, als Ehrengabe auserwählt, sei es an reichlichen Nahrungsmitteln, an edlem Wild, kalifornischem Wein, an Wintervorräten, an spiegelklarem Brandy oder auch an klingenden Dollars, die wir am liebsten nehmen würden! Ihr Männer und Frauen! Ueberlegt, was wir für Eure Väter und für Euch selbst getan! Die Stunde ruft, und wir warten Eures Dankes! Wir, die getreuen alten Freunde aus dem „Arizona-Kicker“. — Nach einem so „glorioren“ Triumphmarsch auf der Reklamepostsaule kann es den aufopfernden Zeitungsmännern an dankbarer Unterstützung doch gewiß nicht fehlen! — — Nach dem Jubiläum macht das resolute Blättchen seinen Lesern den Standpunkt wieder mal recht aufrichtig klar: „Mit beträchtender Genugtuung haben wir nunmehr festgestellt, daß die Erkenntnis für unsere langjährige Mühe und unser segensvolles Wirken in diesem Territorium vergebens war. Das hat der jämmerliche Verlauf unseres Ehrentages gezeigt. Schämt Euch, Ihr schmierigen Krämerseelen und Ihr ungehobelten Holzköpfe aus dem Urwald! Unsere ideale Aufopferung für die großen Ziele der Kultur ist nutzlos gewesen! Mit ein paar Blumen und Kränzen hatten sie unsere Printing-Office schäbig genug abgefunden. Was sollen wir mit dem Ziegenfutter? An den gefärbten Strohblumen sind uns zwei Kentucky-Kaninchen verendet. Wer bezahlt uns die? Vielleicht der großmütige Bäcker Hurrter, der immer Schwerspat ins Mehl nimmt? Wir können seinen Kuchen nur verwenden als Hackeklotz! Mister Purpley, der Apotheker, sendet sechs Flaschen kalifornischen Wein. Schade um den Spiritus und die Alkanawurzel! Wir sind zu schlau, um auf den Bergsteigungs-Schuh reinzufallen! Er ist vorgemerkt auf unserer Liste, wir wollen es ihm bei Gelegenheit heimzahlen. Viel zu früh geboren sind die sieben Schneehühner der Mitreiz Anny Boneshafer. Hätten sie noch zehn Tage länger das Licht gesehen, so wäre diese Gabe die Krone unseres Festes gewesen. So haben wir die abscheulichen Mumien natürlich verbrannt. An Gratulationskarten und Postkarten mit Ansicht haben wir ganze Pakete erhalten. Zum Teufel, wir Hinterwäldlymänner sind praktischer! Nicht einen roten Cent haben die Flachköpfe für die Pioniere der Kultur übrig gehabt! Das ist eine unauslöschbare Schmach für die ganze Union! Wahrhaftig, in der Tat, es wohnen genug rundige Schafe zwischen den großen Wassern: Die Newyorker

sind keine Heiligen, und Orleans ist ein Lasterpfuhl, auch in Philadelphia wird der Fremde tödlich um sein Geld geprellt: in Baltimore hat der Satan bei den Advokaten studiert, dort wird man mit juristischen Kniffen fein und schlau übers Ohr gehauen, und in Galveston an Golf könnte man eine Hochschule für Sterndeber aufmachen. Niemand wird behaupten, daß der Handel und Verkehr in diesen ruhmreichen Städten besonders reell sei, aber es ist das harmlose Spiel eines Säuglings gegen unsere Gauner und Buschklepper von Arizona, die keinen Funken von Rechtsbewußtsein und Dankbarkeit in ihren dicken Bärenschädeln haben. Dem Reiter das Pferd unter dem Sattel wegzustehlen, das drinnen sie fertig, aber vor der Kultur reißen die Grzlumpen aus wie vor den Apachen und ihrem Marterpfahl. Hölle und Teufel! Gentlemen, Ihr seid verdammt weit zurück! Wacht auf aus Eurem Brandyduselt und lernt Kultur!“

Vom Pariser Heiratsmarkt.

Heiratsannoncen sind häufig eine recht amüsante Lektüre und nun gar erst Pariser Heiratsannoncen! Eine Blütenlese solch interessanter Anzeigen findet man zweimal wöchentlich in den Spalten der hauptsächlichen Zeitung „Le Journal“, die von vielen Lesern eigentlich nur um dieses interessanten Teiles willen gekauft wird. Ein mannigfaltiges Bild des menschlichen Lebens tollt sich für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, in diesen einsilbigen Angaben auf. Bald klingt übermütiges Lachen, bald melancholische Resignation aus ihnen; tiefe Wehmut und frivoler Leichtsinn entpuppen sich. Eine sehr gemischte Gesellschaft findet sich hier zusammen, wie sie wohl sonst nirgends auf so engem Raum sich vereinigt. Edelleute und Kommis, Künstler und Börsianer, Offiziere und Arbeiter verbinden einträchtiglich hintereinander ihre Herzenswünsche und ihre Glückserwartungen. Es annoncen in vielstimmigem Chor Artistatrinnen und Demimondänen, ehrsame Frauen und Dienerinnen, und alle hoffen sie, „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ die Seligkeit der Ehe kennen zu lernen. Der blasierte Lebemann spricht sich hier ebenso rückhaltlos aus wie das kleine Ladenmädchen, und während er eine möglichst elegante und anspruchslose Partnerin für das Lebensspiel erwartet, träumt sie von dem schönen jungen Millionär, der eines Tages in vierspänniger Equipage mit großem Dienertroß auf den weißen Schimmeln daher galoppiert, um den armen kleinen „Trottin“ zu einem märchenhaften Glück zu führen. Manche versuchen es mit Gefühl und Pathos, so z. B. in folgender Annonce: „Wenn graues Haar Ihnen das Haupt deckt, wenn schon Runzeln an Ihren Schläfen eingegraben sind, wenn tiefe Trauer Ihr Herz umhüllen, dann müssen Sie mich kennen lernen und mich heiraten; ich bin jung, hübsch und so unglücklich wie Sie . . .“ Eine andere Heiratslustige gibt eine etwas präzise Schilderung ihrer Reize: „Ich bin die glückliche Besitzerin einer Weißenkatze (16 Zoll), meine Schönheit ist distinguiert und maiquisenhaft; besonders glaube ich auf die hohe Wölbung meines Fußes stolz sein zu können. Daher mögen sich nur Herren der feinsten Gesellschaft melden.“ Die praktische Engländerin ist in folgender Annonce unverkennbar. „Junge Engländerin, vornehm erzogen, 400 000 Mk. Vermögen, wünscht einen Gentleman mit 4 Millionen Mark zu heiraten, Alter zwischen 40 bis 70 Jahren.“ Bisweilen spielt der Zufall bei solchen Heiratsannoncen recht lustig mit und treibt die, die sich am meisten meiden möchten, unversehens zueinander. So wollte sich vor nicht allzu langer Zeit ein Herr von seiner Frau scheiden lassen; da er aber ein Freund der Sicherheit war und vor allem das Alleinsein fürchtete, hielt er es vorher für notwendig, mit sich über die Wahl einer zweiten Frau ins klare zu kommen. Er annoncierte daher im Journal, bekam auch ganze Stöße von Anträgen, sand aber nichts Passendes. Schließlich fiel ihm ein Brief in die Hand, in dem eine schöne, sanftmütige und häuslich erzogene junge Dame ihre Absicht kundgab, ihn zu heiraten: er verabredet mit ihr ein Rendezvous und findet — seine eigene Frau. Tableau! Folgendes Zwiegespräch entspinnt sich nun: „Was, Juliette! Also Du? und Du wagst Dich als bankerottierter und sanftmütig anzupreisen —“ „Na, Jean, in Deiner Annonce standen auch merkwürdige Dinge. Du bist also ein ehrlicher, ruhiger junger Mann, der die Familie liebt?“ So freuten sich beide, daß sie einander so gut kannten und so wenigstens bei ihren Annoncen nicht hatten hereinfallen können, und da sie ahnten, daß ihnen bei anderen vielleicht noch schlimmere Enttäuschungen bevorstanden, blieben sie beisammen und annoncierten nicht mehr.

Ein Brautkleid im Werte von zwanzigtausend Mark

dürfte nicht zu den Alltäglichkeiten gerechnet werden und selbst in England, wo der Luxus in bezug auf Toiletten noch weiter getrieben wird als selbst in Paris, eine Seltenheit sein. Deshalb bildet dieses kostbare Kleid auch augenblicklich den Gegenstand der Unterhaltung der Londoner Society. Die glückliche junge Braut, die es tragen durfte, war Miß Beryl Spencer-Churchill, die dieser Tage an den jugendlichen Herrn Harold Pearson verheiratet wurde. Diese Vermählung, der auch Mitglieder der englischen Königsfamilie beiwohnten, bedeutete zugleich eine neue Verschmelzung des britischen Geburtsadels mit der Geldaristokratie. Denn Lord Spencers-Churchill, der Vater der nunmehrigen Frau Pearson, ist ein Sproß des Herzogshauses von Marlborough, während Sir Weetmann Pearson, der Vater ihres Gatten, ein neu geadelter millionenreicher Großraumann ist. Sir Weetman hatte denn auch den Spitzenübermut dieses phänomenalen Hochzeitsgewandes, der dessen eigentlichen Wert darstellt, seiner künftigen Schwiegertochter als Morgengabe verehrt, und, wie es heißt, stammen die Spitzen unzweifelhaft aus dem Vatikan. Wenn man bedenkt, daß es heutzutage gar kein übles Geschäft ist, sein Geld in Spitzen anzulegen, die von Jahr zu Jahr im Preise steigen, wird man diese Morgengabe in der Tat eine wahrhaft fürstliche nennen können.

Warum die englischen Damen ins Museum gehen.

In den letzten Wochen wurden die Säle der Londoner Nationalgalerie, die eine so unvergleichliche Menge herrlicher Gemälde birgt, besonders viel von eleganten Damen besucht, und der unbeteiligte Betrachter stellt vielleicht schon allerlei Erwägungen an über das Eindringen des kunsthistorischen Interesses in weite Kreise, über die zunehmende Schönheitsfreudigkeit unserer Zeit und das künstlerische Interesse unseres Publikums. Nähert man sich aber einer solchen Gruppe von Damen, die im einzigen Gespräch vor einem van Dyk oder Gainsborough stehen, so hört man keine ästhetischen Betrachtungen und kunsthistorischen Auslassungen, sondern viel praktischere und realistischere Neuerungen werden laut. Die Damen lassen sich vor den Bildern zu ihren Toiletten anregen. „Seh mal, diese silbergraue Korkjage, wie entzückend sie zu den weißen Spitzen steht!“ sagt eine Dame zu einer anderen. „Das muß ganz so bei meinem neuesten Gesellschaftskleide sein.“ „Dieses Braunrot dort auf jenem Tizian paßt vorzüglich zu dem Teint meiner Mary“, erklärt eine ältere Dame. „Dieselbe Toilette wie auf jenem Bilde ja ich gestern im Schauwenster bei Brown und Jones, natürlich keine so schwere Seide, sondern Satin, das Meter zu 1 Schilling 11¾ Pence, mit Baumwollunterlage unterlegt. Die Falten an der Taille sind etwas altmodisch und das Bannier geht zu weit herunter, aber sonst ist das ein vorzügliches Modell für eine Abendtoilette.“ Eine Dame, die zunächst durch alle Säle gelaufen ist, wie wenn sie einen kostbaren Schatz suche, steht schließlich vor einem Porträt der Empirezeit, eine andere merkt sich genau die Spitzengarnierungen bei einem Teneers, um auf ähnliche Weise ihren etwas zu schadhaften Taille einen neuen Glanz zu verleihen. So finden die englischen Damen, die sich den Luxus eines Modells von Paquin oder Redfern nicht leisten können, reichliche Entschädigung in der — „National-Gallery“.

Vom Nobelpreis und Anderem.

(Nachdruck verboten.)

So hat sie ihn endlich für ihren Fleiß,
Wie wir nun wissen, den Nobelpreis!
Fast schien es in den letzten Tagen,
Als sollte sich noch die Sache vertragen,
Als sollte ein Ruderer sich vor uns schieben
Und den Betrug zu lassieren belieben.
Und Berta von Suttner, der die Welt
Die Stiftung gönnte, kam um ihr Geld!
Indes die Herren bedachten die gute
Baronin noch in der letzten Minute:
Die wackre Frau, die immer wieder
Gewissen hatte: „Die Waffen nieder!“,
Die Frieden predigte, wenn in den Schlachten
Die Menschen sich uns Leben brachten,
Und mit der Fahne in der Hand
Begeistert auf einem Posten stand,
Den mancher für einen „verlorenen“ hielt —
Sie hat mit Recht den Preis erhalten!
Was Diplomaten und großen Generalen,
Die jedem Kriege den Krieg erklären,
Mit allem Reden nicht war gelungen,
Das hatte die kleine Freiherr erzwungen!
Bescheidet und seit Jahren schon
Verspottet mit Spott und bissigem Hohn,
Hat sie den Stimmen mit einer kalten
Und ruhigen Sicherheit standgehalten,
Und was das Dasein ihr verbaute,
Ist anerkannt und freigeschaut!
Ein König gedachte ob-tistelnd die Zeichen
Des Ruhmes ihr zu überreichen;
Bescheiden war sie dem Prunken und Prangen
Des Festes aus dem Wege gegangen . . . .

Natürlich freut mich nebenher
Auch sonst die Preisverteilung sehr:
Die Deutschen machten uns der Klüffer,
Die immer dabei sind, die meisten Treffer!
In der Physik, in der Chemie
Sind sie die Gewinner der letzten Partie,
Und daß Herr Koch der dritte endlich
Im Bunde ist, war selbstverständlich!
Wer so wie er hat auf den Feind
Gehappt der wüsten Bazillenbrut,
Die braven Leuten mit arger List
An Leben und Gesundheit frißt,
Verdiente, daß ihm diese Bezeichnung
Der Tiere belohnte die Nobelstimmung!
Den Literaturpreis hätte nun Schluß
Vielleicht verdient mein Pegasus,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19051217072/fragment/page=0002